



Foto: Michael Biedewicz

■ **Andreas Rostek**

1990 bis 1991
Redaktionsleitung

Zahlen, wahr oder falsch & kaum zu glauben

Es ist leicht gesagt, heute: Ich fand Kalle immer schwer erträglich, damals, wegen der Zahlen. Ich habe sie ihm selten geglaubt, ich fand, der kocht doch sein Süppchen, auf diesen Zahlen, und das sollte so ganz anders aussehen als die tolle, klare Kloßbrühe, die so groß auf dem deutschen, ach was, auf dem europäischen Markt herauskommen sollte. Ich war damals Ende 1991 gegen das auch von Kalle betriebene Vorhaben, aus der taz eine Genossenschaft zu machen. Wollten wir doch – ich, wie eine Handvoll anderer RedakteurInnen – den großen Wurf, das große Geld, die große Zeitung, in einer Spielklasse mit *La Repubblica*, *Le Monde*, *Guardian*, *El País*. Und was wollten Kalle und die Seinen: klein bleiben (dachten wir damals).

Heute ist es, wie gesagt, ganz einfach: Kalle hatte recht. Unsere tolle große europäische taz gäbe es schon lang nicht mehr (wäre sie denn je Wirklichkeit geworden) – die taz als Genossenschaft aber blüht und gedeiht (mehr oder weniger), sie hat noch die alten Unterstützer, und sie hat neue Leser und neue Macher. Und sie baut ein neues Haus. Das heißt: Kalle baut ein neues Haus. Für die taz. Na bitte. Recht gehabt.

Recht gehabt wie in so vielem.

Dabei, was war das für ein stiller Junge, noch früher, damals zu Beginn der taz, ja, ein Jungengesicht, das das geschäftsführende Gesicht der taz wurde. Was wollte er eigentlich damals, wusste man's, weiß man's? Nein. Zu den Linksradikalen innerhalb der linken taz konnte er doch kaum gezählt werden, auch nicht zu den Gewerkschaftsfreunden oder den Immer-noch-Kommunisten oder den Spontis oder Feministen oder bedeutungsschwangeren Beobachtern der klandestinen Szene. Kalle doch nicht. Kalle achtete auf die Zahlen. Nahezu unerträglich für Spontis wie Feministinnen wie (fast) alle anderen. Und unerlässlich für das Überleben der Zeitung. Er machte aus dem Unternehmen taz eine andauernde Lehranstalt in Sachen Zahl. Und benutzte die natürlich. Für seine Ziele, wenn das denn andere waren, als die Zeitung weiterhin am Leben zu halten.

Dabei habe ich ihm sie selten geglaubt, seine Zahlen. Wahrscheinlich stimmten sie auch nicht. Wahrscheinlich stimmten sie auch heute nicht, jedenfalls die eine nicht – die Zahl 60. Ich habe ihn vor Kurzem mal wieder gesehen: nie und nimmer stimmt das mit der Zahl 60. So jung, wie der immer noch aussieht.

Aber für welchen Geburtstag mit welcher Zahl auch immer:

Herzlichen Glückwunsch, Kalle.

ANDREAS ROSTEK



Foto: Heinrich Drach

■ **Michael Sontheimer**

Chefredaktion
1992 bis 1994

Respekt, Kalle!

An einem Samstag im Frühjahr 1978 versammelten wir uns im Seminar-Raum des Theaterwissenschaftlichen Instituts der Freien Universität in Berlin-Dahlem. Wir waren gut zwanzig Linksradikale, wir gründeten eine Initiative für eine linke Tageszeitung und begannen mit einer Vorstellungsrunde. Die Reihe kam an einen Mann mit langen blonden Haaren und Brille, der an der Längsseite des Tisches in der Mitte saß. „Ich heiße Kalle und studiere Volkswirtschaft“, sagte er mit einer leicht brüchigen Stimme: „Ich interessiere mich nicht so für die Redaktion, sondern für die finanzielle Seite des Projekts.“

Damit war Kalle ein krasser Außenseiter in der Runde, denn alle anderen wollten mit der Zei-

tung soziale Bewegungen voranbringen, Debatten innerhalb der Linken initiieren, wenn nicht gleich die Revolution herbeischreiben. Wir kannten das Diktum von Karl Marx „Das Sein bestimmt das Bewusstsein“, doch wir waren auf die Ideen fixiert und ignorierten die ökonomische Basis. Kalle nicht. Damit hatte er eine entscheidende Lücke entdeckt und er schickte sich bald an, sie zu füllen.

Mehr als 35 Jahre lang ist Kalle nun Geschäftsführer der taz: Das ist ein Ausmaß an Ausdauer und Kontinuität, das ebenso bewundernswert wie furchteinflößend ist. Er hat alle in der taz überlebt. Die Redakteure und Chefredakteurinnen kommen und gehen, Kalle bleibt bestehen. Er hat nicht zuletzt so lange durchgehalten, weil er sich nicht von der taz hat völlig auffressen lassen. Geholfen haben ihm dabei auch seine drei Kinder, die er ordentlich großgezogen hat.

Kalle macht durchaus den Eindruck, als ob er über die Jahrzehnte eine milde, insgeheime Verachtung für Journalisten entwickelt hätte – zu viele Narzissten und Mietgehirne hat er in der Redaktion kommen und gehen sehen. Aber er macht auch bei einer ganzen Reihe eine Ausnahme.

Einer, der die Nerven hatte, über Jahre mit einem Bein im Knast zu stehen, wegen Konkursverschleppung, braucht eine stoische Natur. Zu der gehört eine gewisse Undurchschaubarkeit und Unnahbarkeit. Der Tiefpunkt meiner persönlichen Beziehung mit Kalle war der, als er mir im April 1994 den Beschluss meiner Abberufung als Chefredakteur schnell mal an der Straßenecke in die Hand drücken wollte. Er ließ sich dann doch auf eine Tasse Tee in meine zwei Häuser weiter gelegene Wohnung hochbitten. Ein Ausbund an Charme war und ist Kalle nicht gerade.

Aber in der insgesamt ziemlich großartigen Geschichte der taz sind solche Erlebnisse zu vernachlässigende Petitesse. Viel wichtiger ist: Bei allen großen, richtungsweisenden Entscheidungen lag Kalle richtig: Zunächst beim Start des Blattes im Subventionsparadies West-Berlin statt in Frankfurt am Main; später, von Christian Ströbele und Johnny Eisenberg diskret beraten, beim Kauf des taz-Sitzes in der Kochstraße – und jetzt wieder beim Bauprojekt in der Friedrichstraße; vor allem aber bei der Gründung der Genossenschaft und später auch der taz Panter Stiftung.

Als Schreiber kann ich Geschäftsführer nicht qualifiziert beurteilen, doch Zeitgenossen, die besser wissen, worauf es bei Verlegern ankommt, schätzen Kalle; Karl-Dietrich Seikel zum Beispiel, lange Jahre Geschäftsführer des *Spiegel*.

Wie gesagt: Bei allen richtungsweisenden Entscheidungen über das Schicksal der taz lag Kalle richtig. Sechzig zu werden ist keine Kunst, aber in dieser Zeit so viel richtig gemacht zu haben, ist es schon. Alle Achtung. Darauf könnte und sollte er ein wenig stolz sein – auch wenn er das nicht nach außen zeigen würde. Respekt, Kalle!

MICHAEL SONTHEIMER



Foto: Boris Geilert

■ **Elke Schmitter**

Chefredaktion
1992 bis 1994

Scherbius lebt

Die ENIGMA (griechisch aínigma, „Rätsel“) ist eine Rotor-Schlüsselmachine, die im Zweiten Weltkrieg zur Verschlüsselung des Nachrichtenverkehrs des deutschen Militärs verwendet wurde. Als Erfinder der ENIGMA gilt der promovierte deutsche Elektroingenieur Arthur Scherbius (1878–1929), dessen erstes Patent hierzu vom 23. Februar 1918 stammt (siehe auch: ENIGMA-Patente). Zur Fertigung der Maschine wurde am 9. Juli 1923 die Chiffriermaschinen-Aktiengesellschaft in Berlin (W 35, Steglitzer Str. 2) gegründet.“

(Wikipedia)

Die zweite Berliner ENIGMA ging am 17. April 1979 in Berlin (West) an den Start. Sie wurde eingesetzt, um journalistische, gruppenspezifische und politische Sachverhalte in Zahlen und Dokumente zu verschlüsseln, deren Verständnis und Interpretation einem kleinen Kreis nicht promovierter deutscher Mitarbei-

ter der „tageszeitung“ obliegt. Unter dem Codenamen Karl-Heinz („Kalle“) Ruch arbeitet sie seit ihrem ersten Einsatz fehlerfrei, zuverlässig und mit bescheidenem Wartungsaufwand. Sie produziert Tabellen und Jahresabschlüsse sowie Kreditrahmenverträge, stellte in der Vergangenheit auch ohne Reibungsverluste zwischen unterschiedlichen Währungen Abgleichungen her und initiiert in unregelmäßigen Abständen alternative Entscheidungssituationen durch die eindeutige Präsentation von Daten. Im paradoxen Gegensatz zur soziologischen Theorie Luhmanns handelt es sich hier um ein System ohne Außenwelt, das diese allerdings zyklisch in Erschütterung bringt, bis ein neuer stabiler Zustand erreicht ist.

Wie bei Verschlüsselungsmaschinen unvermeidlich, ist für Nichteingeweihte unerkennbar, ob die ENIGMA mehr Probleme löst, als sie schafft. Notwendigkeit und Unerstlichkeit sind Grundeigenschaften ihrer Existenz, vergleichbar dem Geheimdienst eines demokratischen Staates, dessen Vorhandensein seine Notwendigkeit belegt und dessen Abschaffung Probleme nach sich ziehen würde, die wiederum nur vom Geheimdienst selber einschätzbar sind. Eine Welt ohne ENIGMA ist daher denkbar, aber nicht herstellbar, vergleichbar der Einsicht Loriots über die Rasse der Molosser: „Ein Leben ohne Mops ist möglich, aber sinnlos.“

Lieber Kalle,

ich verdanke Dir viele Stunden des Staunens, was ja an und für sich ein erfreulicher geistiger Zustand ist, da er die Langeweile, die aus Gewissheit entsteht, zuverlässig zunichte macht. Manchmal würde ich gern wissen, ob Du auch hin und wieder über die merkwürdigen Menschen um Dich herum staunst. Dann wieder denke ich mir, dass vielleicht gar nicht Du das Rätsel bist, sondern nur Dein Dasein im taz-Kollektiv. In einem Ministerium, z. B. für Wirtschaft, in einer Steuerbehörde, in einem juristischen Gremium wäre Deine Weise, in der Welt zu sein und sie bei ihrem Scheitern zu begleiten, vermutlich gar nicht exotisch, sondern beispielsweise die Schreiberin dieser Zeilen – die Dir von Herzen gratuliert und hofft, dass ENIGMA noch viele Jahre das unerschütterliche Zentrum einer Zeitung bildet, deren vornehmste Eigenschaft die Erschütterbarkeit ihrer JournalistInnen ist.

ELKE SCHMITTER



Foto: Katharina Egjau

■ **Jürgen Gottschlich**

stellvertretender Chefredakteur
1992 bis 1994

Der stille Student

Ich erinnere mich dunkel an erste Treffen von taz-Vorbereitungsgruppen 1978 in Berlin. In einem Schülerladen in Charlottenburg trafen sich die Leute, die zukünftig gerne über Soziales, Gewerkschaften und Wirtschaft schreiben wollten. Unsere Erfahrungen mit dem Zeitungsmachen waren sehr überschaubar, aber wir hatten starke Meinungen.

Um mit dem Zeitungsmachen trotzdem voranzukommen, trafen wir uns so ungefähr einmal im Vierteljahr, meistens in Frankfurt, um sogenannte Null-Nummern zu produzieren, deren Herstellung zumeist weit länger als einen Tag dauerten und mit denen wir unseren zukünftigen Lesern zeigen wollten, was demnächst so täglich auf dem Tisch liegen sollte.

Dabei stellte sich natürlich schnell heraus, dass zum Zeitungsmachen mehr als eine starke Meinung und eine Schreibmaschine gehörten –, es gab tatsächlich noch keine Computer sondern auch eine Menge technischer Sachverstand, um aus ein paar vollgetippten DIN-A4-Seiten eine Zeitung zu machen.

Dass man zum Zeitungsmachen auch Geld braucht, war natürlich auch jedem klar – das war schließlich einer der Hauptgründe, warum die taz dann nicht in Frankfurt, sondern in Berlin entstand: Weil es damals noch Berlin-Subventionen für Firmen gab, die sich in der Frontstadt ansiedelten. Aber es fehlte zunächst die Einsicht, dass jemand sich speziell um die Einnahmen und Ausgaben im Konkreten kümmern muss, so buchhaltermäßig eben. Da in unserer Gruppe „Wirtschaft & Soziales“ am ehesten Leute vermutet wurden, die davon Ahnung hatten, sollten wir uns darum kümmern, und recht schnell rückte da plötzlich ein relativ zurückhaltender, eher stiller Student in den Fokus, der auf den Namen Kalle Ruch hörte.

Kalle war damals Volkswirtschaftsstudent – vielleicht sogar Betriebswirtschaft, ich weiß es nicht mehr so genau – jedenfalls jemand, der sich vielleicht um diesen lästigen Bereich der Geldverwaltung kümmern konnte. Von dem, was die taz heute unter Geschäftsführung versteht, war damals noch keine Rede. Mit Macht und Einfluss schien der Posten auch nicht verbunden, und dass irgendjemand ihn für einen längeren Zeitraum übernehmen würde, war auch kaum denkbar – schließlich hatte man dann ja weniger Zeit zum Schreiben, und darum ging es ja schließlich beim Zeitungsmachen.

Kalle hatte dann diesen blöden Job, sich um Mietverträge zu kümmern, Konten einzurichten und dafür zu sorgen, dass die Berlin-Subventionen auch tatsächlich auf einem taz-Konto ankamen. Trotzdem reichte das Geld natürlich nie, und Kalles wenig erfreuliche Aufgabe war es dann auch, bei jedem Treffen darauf hinzuweisen, dass kein Geld da ist und wir uns deshalb keine Löhne auszahlen können – weil nach den absolut notwendigen Fixkosten eben alles weg war.

Dafür durfte er sich dann regelmäßig am Brainstorming für die nächste Rettungskampagne beteiligen – an denen dann aber natürlich alle tazler beteiligt wurden.

In diesen ersten zehn Jahren, als die taz noch ein Verein und eine Chefredaktion völlig verpönte war und deshalb auch nicht existierte und die taz täglich um ihre Existenz kämpfte, wurde Kalle zum Geschäftsführer gestählt. Klar, dass ihn später kein Konflikt mehr umhauen konnte und keine Chefredaktion ihm – jedenfalls, soweit es ums Geld ging – jemals das Wasser reichen konnte. Schon erstaunlich, wie der stille Student von 1978 zur zentralen Figur der taz werden konnte, obwohl ihn damals und auch noch lange danach niemand in dieser Rolle gesehen hat.

JÜRGEN GOTTSCHLICH



Michael Sontheimer, ein unbekannter Kollege und Kalle Ruch, Wattstrasse Berlin 1979

Foto: Rainer Berson